

# Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 31.

Mittwoch, den 5. November.

1924.

(2. Fortsetzung.)

## Die Dame im Rollstuhl.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Sven Elvestad.

Und dann hatte er nichts weiter zu tun, als den Gang der Ereignisse abzuwarten. Er zog also wieder seinen Hausrod an und ließ sich behaglich in seinen Sessel nieder, um die unterbrochene Zeitungslektüre wieder aufzunehmen.

Eine knappe Stunde später läutete das Telephon. Krag erkannte sofort Frau Percivaline Hages Stimme:

„Ich habe mit den Amerikanern gesprochen“, sagte sie. Krag unterbrach sie:

„Seien Sie vorsichtig. Sind Sie sicher, daß niemand Sie hört?“

„Ja, ich sitze in meinem Zimmer und habe die Türen geschlossen. Die Amerikaner sind ausgegangen und im übrigen verstehen sie nicht Norwegisch.“

„Das kann man nicht wissen. Nun, was sagten sie?“

„Sie waren sehr ärgerlich über meinen Vorschlag. Ach, ich bin so unglücklich.“

„Aber Sie haben ihnen doch erklärt, daß sie die Zimmer verlassen müssen?“

„Ja, ich erklärte ihnen, daß einer meiner ältesten Pensionsgäste diese beiden Zimmer durchaus wieder haben wolle. Das gehe sie gar nichts an, antworteten sie. Und sie boten mir schließlich mehr Geld, ganze hundert Kronen mehr — und da . . .“

„Ach, Sie geldgieriger Mensch“, drohte Krag im Scherz. „Sie nahmen natürlich die hundert Kronen?“

„Ja, was sollte ich tun? Ich bin eine alleinstehende, unglückliche Frau.“

„Sie bekommen auf diese Weise 350 Kronen für zwei kleine Zimmer. Ja, Sie sind wirklich bedauernswert!“

Und dann habe ich ja auch für Sie ein entzückendes Zimmer im zweiten Stod. Würden Sie sich damit begnügen, Herr Krag?“

„Nun, ich muß ja wohl, wenn den Amerikanern so viel daran liegt . . .“

„Ja, ich konnte auch wirklich nicht einsehen, daß es für Sie so wichtig sein sollte, gerade diese Zimmer zu bekommen . . .“

„Es galt nicht die Zimmer“, sagte Krag, „ich wollte nur feststellen, ob die Amerikaner sie um jeden Preis behalten würden. Ich für meine Person nehme ebenso gern ein Zimmer im zweiten Stod. Ich komme morgen um 2 Uhr.“

Frau Hage war sehr froh und versprach, ihm das Zimmer sehr behaglich zu machen.

Und damit war das Gespräch beendet. Morgen um 2 Uhr — bis dahin würde er bereits die Antwort vom dem Polizeipräsidenten in Chicago haben.

Als Asbjörn Krag am nächsten Morgen beim Frühstück saß, klingelte es plötzlich laut an der Korridortür. Seine Haushälterin kam herein und meldete:

„Nun ist sie wieder da!“

„Wer?“

„Die Dame, die gestern hier war.“

Die sonst so würdige Frau Hage folgte der Haushälterin auf dem Fuße. Sie schien in höchster Erregung zu sein, ihr Haar war unordentlich, ihre Hände zitterten. Krag führte sie in sein Arbeitszimmer.

„Was gibt's?“ fragte er. „Was ist geschehen?“

„Ach, ich bin so unglücklich!“ jammerte sie.

„Sooo? Haben Sie vielleicht noch einen Hundertkroneerschein von den Amerikanern bekommen?“

„Sie sollten nicht scherzen, Herr Krag, denn die Sache ist wirklich sehr ernst. Ich bedaure es unendlich, daß ich mich je an Sie gewandt habe.“

„Das ist ja sehr schmeichelhaft für mich.“

„Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich meine nur, es wäre besser gewesen, wenn ich mich nie in diese Geschichte hineingemischt hätte. Die Amerikaner haben mich durchschaut.“

„Was sagen Sie?“

„Sie haben doch wohl nicht geschwagt, Herr Krag?“ fragte sie mit einem forschenden Blick auf den Detektiv.

„Liebe Frau Hage, beruhigen Sie sich erst einmal, und dann erzählen Sie mir, was vorgeht.“

„Die Amerikaner haben gemerkt, daß ich ihnen nachspioniere.“

„Aber das haben Sie ja gar nicht getan!“

„Denken Sie an das Telegramm!“

„Ach ja, gewiß!“

„Sie haben erfahren, daß ich es abgeschrieben habe. Sie kamen heute beide zu mir und erklärten, daß sie mich zu verklagen beabsichtigen, weil ich mich unbefugterweise in ihre Angelegenheiten gemischt habe. Niemand habe ihr Telegramm in der Hand gehabt außer meinem Laufburischen, und der müsse es mir gezeigt haben.“

„Was antworteten Sie darauf?“

„Ich leugnete alles. Aber in diesem Augenblick trat unglücklicherweise mein Burische ein, und sie brachten ihn dazu, die Wahrheit zu gestehen. Ach, gab das eine Szene! Aber wie erklären Sie es sich, daß sie auf diesen Argwohn kamen?“

„Haben Sie noch mit irgend jemand über die Angelegenheit gesprochen, Frau Hage?“

„Nein, mit keiner lebenden Seele außer mit Ihnen. Das kann ich beschwören.“

„Nun, dann erscheint die Sache allerdings mir auch etwas mystisch.“

Da klingelte wieder die Korridorglocke. Frau Percivaline fuhr zusammen.

Krags Haushälterin kam herein und reichte ihm eine Visitenkarte.

„Upton Bedett“, las der Detektiv.

Die Pensionsinhaberin erhob sich aus ihrem Stuhl, bleich wie der Tod.

„Barmherziger Gott“, stöhnte sie, „das ist ja einer der beiden Amerikaner.“

Viertes Kapitel.

Mr. Upton Bedett.

Asbjörn Krag faßte Frau Hage hart an dem Arm.

„Nun müssen Sie sich beherrschen, sagte er, „sonst können Sie leicht alles verderben.“

Er schob sie in das Wohnzimmer und schloß die Tür hinter ihr zu.

Mr. Upton Bedett stand im nächsten Augenblick auf

der Schwelle. Er war ein kleiner, kräftig gebauter Mann von etwa fünfunddreißig oder vierzig Jahren. Er trug einen auf amerikanische Weise gestuhten Schnurrbart, in der Mitte gescheiteltes, auf der Stirn fest anliegendes gefettetes Haar, einen losen, grau gesprenkelten Überzieher und hielt in der Hand eine Mütze, einen „Sizpence“. Es gehörte nicht viel Menschenkenntnis dazu, Mr. Bedett als Amerikaner zu erkennen; seine Gesichtsfarbe hatte allerdings einen auffallend dunklen Ton, aber er war vielleicht längere Zeit in den Tropen gewesen.

Der Fremde blickte verstohlen auf ein Stückchen Papier, das er in der Hand hielt.

„Mr. Krag?“ fragte er mit amerikanischer Aussprache.

Krag verbeugte sich. Der Amerikaner schloß die Tür hinter sich und trat näher.

„Ich komme in einer sehr peinlichen Angelegenheit“, sagte er. „Sie dürfen überzeugt sein, daß ich Sie nicht bemühen würde, wenn ich nicht eine ganz bestimmte Order zu befolgen hätte. Ich handle im Auftrage anderer.“

„Wer sind diese anderen?“ fragte Krag gleichgültig, indem er den Gast aufforderte, Platz zu nehmen.

Der Amerikaner sah ihn mit einem raschen Seitenblick an und lächelte. Er setzte sich und schlug lässig ein Bein über das andere.

„Das kann Sie unmöglich interessieren“, sagte er. „Ich begreife wirklich absolut nicht, welches Interesse Sie daran haben, sich in diese Angelegenheit einzumischen.“

„Berziehung“, erwiderte Krag, „doch Sie müssen sich schon etwas deutlicher ausdrücken, wenn Sie die Absicht haben, mir den Zweck Ihres Besuches zu erklären.“

„Kennen Sie mich?“ fragte der Amerikaner.

Krag warf einen Blick auf die Visitenkarte.

„Soviel ich mich erinnere“, antwortete er, ist es das erstemal, daß ich die Ehre habe, Sie zu sehen. Waren Sie bereits früher in Kristiania?“

„Nein, aber mein Kollege ist schon hier gewesen.“

„So, Sie sind also Ihrer zwei“, murmelte Krag in demselben gleichgültigen Ton.

Der andere hob die Brauen und sah Krag argwöhnisch an.

„Das wußten Sie ja“, sagte er.

Asbjörn Krag zuckte mit den Schultern.

„Sie müssen gestehen, daß Ihr Benehmen etwas merkwürdig ist. Kann haben Sie das Zimmer betreten, als Sie bereits mein Wort in Zweifel ziehen. Aufrichtig gesprochen, was ist die Veranlassung zu Ihrem Besuch?“ Ich kenne Sie ja nicht. Meine Zeit ist kostbar, und ich muß Sie um eine kurze Erklärung bitten.“

Aber das machte auf den anderen offenbar nicht den geringsten Eindruck.

„Ich sprach von meinem Kollegen“, fuhr er unbeirrt fort. „Er heißt Franklin, Charles Franklin.“

„Ihr Kollege?“ fragte der Detektiv. „Inwiefern ist er Ihr Kollege? Als Architekt, als Kaufmann oder vielleicht Journalist?“

„Nein“, antwortete der Amerikaner schroff. „Wir sind Kollegen, das mag Ihnen genügen. Aber ich möchte gern Ihre Aufmerksamkeit darauf lenken, daß wir unser zwei sind, Charles Franklin und ich, Upton Bedett. Und mit uns beiden ist nicht zu spaßen.“

Asbjörn Krag lachte.

„Ich habe durchaus nicht daran gedacht, mit den beiden Herren zu spaßen“, erklärte er.

„Aber Sie haben doch bereits einen Versuch dazu gemacht. Und aus diesem Grunde komme ich zu Ihnen.“

Asbjörn Krag gab durch ein Lächeln seine Genugtuung darüber zu verstehen, daß man nun endlich zu dem Kern der Sache gelange.

„Inwiefern habe ich den Herren Anlaß zum Ärger gegeben?“ fragte er.

„Sie haben ein Telegramm abgeschrieben.“

„Nein, das leugne ich“, sagte Krag ernst.

„So. Und außerdem haben Sie eine Dame veranlaßt, uns nachzuspionieren.“

„Wer wäre diese Dame?“

„Die Wirtin des verfluchten Hotels.“ (Fortf. f.)

## Der Ueberfall.

Von Walter v. Nummel.

In Mexiko sollte eine mit acht kräftigen Maultieren besponnte Reiselutsche in guter Gangart durch den Staat Durango und über ein Hochplateau der Sierra Negra. Der Wagen kam von weither, von Santa Maria del Oro und wollte hinunter zur Küste, nach Mazatlan. Da Vollmond gemeldet war, war man die ganze Nacht durchgetrieben, teils um die Kübel zu nützen, teils um sicherer zu reisen. Denn es war gerade wieder, wie so manchmal, unrubig in Mexiko. Im Staat Durango hatten sich einige Räuberbanden, die viel von sich reden machten, gebildet. Diesen wollte der junge deutsche Bergwerksingenieur Ernst Reiser möglichst aus dem Wege gehen. Denn er hatte den ehrenvollen, aber etwas heiklen Auftrag bekommen, Gold, das in Santa Maria del Oro gewonnen worden war, außerdem 100 000 Dollar in der Hafenstadt Mazatlan abzuliefern.

Bis jetzt war auch alles nach Wunsch gegangen. Im leichten Galopp, Gewehr und Revolver neben sich, ruhte der Ingenieur auf seinen Schätzen, dem Golde und den Dollar, die unter den Kissen seines Sikes bestens verstaubt waren. Oben auf hohem Kutscherbode saß sein getreues Reiselattom, der stets brummige, aber auch immer verlässliche alte José, und sorgte mit der langen Peitsche dafür, daß jedes der acht Muli gleichmäßig seine Pflicht tat. Dunder Meter vor dem Wagen aber ritt in arabischer Grandezza Antonio, der Diener des Ingenieurs, einen kräftigen andalusischen Grauschimmel, spähte mit scharfem Auge vorwärts und nach allen Seiten. Unter seinem hohen, breitkrämpigen Sombrero, in der Lederjude, die Schutz gegen Regen, böses Getrübe und die heimtücklichen, scharfen Spitzen der Kaktien gewährte, in der langen Fransenhose und gewaltigen Sporen, fähig, ein halbes Fiedel zu durchbohren, war Antonio für den langen Reisermarsch trefflich ausgerüstet. Auch für seine Wehrhaftigkeit war für alle Fälle schonens geordnet. Im Sattel zu seiner Linken lag ein schwarzgeschliffener Säbel, daneben hing ein kräftiger Kassa, um Schulter und Hüfte trug er Gewehr und Revolver. Was konnte, schwer gewapnet wie er war, ihm viel Böles zustoßen? Er brauchte vor einer ganzen Bande der prächtigen Briganten keine Angst zu bekommen. Niemand konnte ihm etwas anhaben.

Der Mond sank, im Osten zog ein klarer, wolkenloser Morgen kühl herauf. Weiter hüllte sich Ingenieur Reiser in seinen Mantel. Weiter trabten die fleißigen, wohlgenährten Maultiere, nur selten, daß der alte José die Peitsche knallen zu lassen brauchte oder mit mürrischem Zuruf eins der Tiere aufmuntern mußte. Höher stieg die Sonne und es wurde ein heißer Tag. Bei einer Kisterne hielt man eine kurze Frühstück, José trankte und fütterte die Maultiere. Gutelaunt klopfte der Ingenieur dem Kutscher auf die Schulter. „Noch vor dem Abend werden wir allsüßlich in Mazatlan sein!“ José, der sich oft genug über den ständigen, unbegründeten Optimismus seines Herrn zu ärgern hatte, legte sein Gesicht in hundert bedenkliche Falten, suchte die Achseln und murzte: „Wer kann das wissen? Der gefährliche Teil der Fahrt beginnt erst jetzt, wenn wir in die Ebene hinabgestiegen sind. Dort und nicht hier sind die verdammten Banditen. Was sollten sie auch in den Bergen? Hier ist für sie nicht viel zu holen.“ — „Laß sie nur kommen, du altes Angsthuhn“, lachte Antonio unbefürmer, redete und streckte sich im Wohlgefühl seiner dreißigjährigen Manneskraft. „Wir wollen sie schon mit blutigen Köpfen nach Hause schicken.“

Man fuhr weiter, Antonio ritt, wie bisher, während voran, Heiß glühte die Sonne auf das weiße Gestein nieder, die Staubwolke, die der Wagen aufwirbelte, legte sich in schwerer Schicht auf die blaugrünen Auen am Wege. Mit plötzlichem Ruck brachte José die Kutsche zum Stehen. Antonio hatte ihm mit erhobenem Arm ein Zeichen gegeben, kam nun zurückgeritten und sah neben dem Wagen ab. „Tragend sah ihn sein Herr an. Verdächtige Leute unten im Tale“, meldete er, vorwärts zeigend. Ingenieur Reiser entstieg dem Wagen und ging mit Antonio vor zu der Stelle, wo die Straße scharf nach Westen zu abfiel. Sie hinter einem Felsenvorsprung bedeckend, beobachteten sie. Zu ihren Füßen breitete sich ein liebliches, fruchtbares Tal mit wohlgepflegten Aaaven- und Maisfeldern aus. Antonio wies in die Ferne auf einen dichten Palmengarten, der einige hundert Meter seitlich von der Straße an einem Flüsschen lag. „Dort!“ Sein Herr schaute in die Richtung, in die er deutete, und erblickte neben dem Palmengarten einen großen Reiselwagen, an dem sich verschiedene Leute eifrig zu schaffen machten. Die einen schirzten eben die Pferde aus und führten sie fort, andere trugen Körbe und Kisten aus dem Wagen, schleppten sie in das Dickicht davon. „Ein Ueberfall! Zweifellos ein Ueberfall!“ deutete Antonio ihr Beginnen. „Sehen Sie doch, wie lebhaft die Leute auf den Herrn und die Dame, die unter dem hohen Baume stehen, eindringen. Wie sie die beiden umringen. Sie haben den Herrn und die Sennora wohl eben aus der Kutsche gerissen und plündern sie nun nach Herzenslust aus, verhandeln jetzt wegen Lösegeld mit ihnen. Die Männer sind alle bewaffnet. Ich sehe deutlich die Flintenläufe und die Säbelscheiden blitzen.“

„Was mag da geschehen sein?“ fragte der Ingenieur vor sich hin.

„Sicherlich nichts Gutes!“ ließ sich flüsternd und unrubig José, der sich dazugeschlagen hatte, vernehmen.

„Klar wie dieser Morgen“, erwiderte Antonio. „Denken wir doch an die arme Sennora. Wir müssen den Ueberfallenden helfen. Wie war es, wenn wir hier von der Höhe

aus ein kleines Feuergefecht auf die Räuber eröffneten? Der Herr und die Sennora wären bald befreit. „Es sind ihrer gar viele“, mißbilligte der vorchtige Joso diesen Plan. „Die, die wir nicht treffen, und aus der großen Entfernung werden wir tüchtig feilschießen, werden auch zu uns heraufeuern.“

Auch der Ingenieur war nicht für das von Antonio vorgeschlagene Gesecht, aber aus anderen Gründen als Joso. „Wir dürfen nicht schießen, bevor wir nicht genauestens wissen, wozum es sich da unten eigentlich handelt.“

„Umkehren“ schlug Joso vor. „Umkehren wäre entschieden das Sicherste.“

Vielleicht, Joso, aber verah nicht, daß wir noch heute bis Mazatlan müssen. Fahre den Berg langsam hinunter, halt du aber wieder ebene Straße vor dir, dann laß deine Pust laufen, so scharf sie nur können, damit wir den überfallenen baldmöglichst Hilfe senden können. Die Briganten werden uns nicht einholen.“

Joso maulte, aber eine Minute später knarrte, wie anbeobachtet, die Kutische den steilen Berg hinunter. Als die Reitenden den Berg in der Hauptflache hinter sich hatten, bemerkten sie, daß von den Leuten am Balmenhain einer aufstaz und zu ihnen herübergaloppierte. „Der erste kommt schon“, rief Antonio kampfstreudig seinem Herrn zurück. „Reich machte er seine Hinte schußbereit.“ Auch der Ingenieur, der auf dem Boden Platz genommen, griff nach seinem Gewehr. „Sogar Joso zog eine verrostete Büchie unter seinem Sitz heraus.“

Der Reiter tauchte nun neben der Straße auf und kam in lebhafter Gangart heran. Ingenieur Reiter ließ den Wagen halten und stand auf. „Halt!“ schrie er, sein Gewehr erhebend, dem Herannahenden entgegen. „Halt!“ donnerte Antonio. „Halt!“ brummte Joso. Der Angerufene brachte sein Pferd mit kurzer Parade aus dem Galopp zum Stehen und sah höchlichst erstaunt auf die Reitenden. „Was dein Gewehr auf den Boden!“ befahl der Ingenieur. „Revolver dazu!“ sekundierte lebhaft Antonio. „Den Säbel ebenlo“, hinkte langsam Joso nach. Der Reiter stand unschlüssig. „Vorwärts, oder es wird geschossen!“ mahnte Reiter. „Wirt du tun, wie wir gebieten, oder es wird geschossen!“ mahnte Reiter. „Wirt du tun, wie dir gebieten wird, du Himmelshund“, drückte Antonio. Der Reiter schüttelte zu den sich überstürzenden Anrufen gütig und ärgerlich den Kopf, bequeme sich aber schließlich zu dem, was ihm anbefohlen worden war.

„So, und nun darfst du näher kommen, mein Sohn“, eröffnete ihm der Ingenieur. „Was willst du von uns?“ „Ich? Nichts, Ich habe nur einen Auftrag auszurichten“, brummte mißmutig der Reiter. — „So, so. Und welchen denn und von wem?“ „Ist der Sennor vielleicht der Bergwerksingenieur Reiter, der von Santa Maria del Oro nach Mazatlan fährt?“ „Richtig, mein Lieber, Ich bin erstaunt, wie schnellam gut du im Bilde bist. Was beliebt alsdann?“ — „Dann habe ich im Auftrag meines Herrn, Seiner Excellenz des Herrn Gouverneurs Flores, der Kernritnis von Ihrer Reise hat, den Sennor zu fragen, ob er mit dem Herrn Gouverneur und seiner hohen Gemahlin im Balmenwald drüben das Frühstück einnehmen will?“

Ingenieur Reiter sah den Reiter prüfend noch einmal an, schaute zu Antonio hinüber, der enttäuscht sein Gewehr wieder hängerte, und lachte hell auf. Der Abgelandte des Gouverneurs nahm übergelaunt seine Armatur wieder vom Boden auf und geleitete die Kutische zum Balmenwald hinüber. Auch der Gouverneur und seine Gattin lachten herzlich, als sie nach Begrüßung ihres so plötzlichen Gastes hörten, daß der lampimutige Antonio vom Berge aus fast ein Feuergefecht auf sie eröffnet hätte. „Aber“, fügte der Gouverneur anerkennend bei. „Sie haben recht daran getan, auf der Hut gewesen zu sein. Denn nur so ist man in den jetzigen schlimmen und unruhigen Zeiten gefeit vor einem Überfall!“

## Das Schweinerennen.

Von Josef Windler.\*)

In Dortmund war Hauptversammlung des westfälischen Bauernvereins, und die alte Hanfsstadt hatte ihr bestes Bier gebraut, um die plattdeutschen Stammesgenossen wirtzulecht zu empfangen. Der Schläger des Tages aber sollte die Ausstellung des damals eben geschützten Rassepferdes „Westfälisches Edelblut“ sein. Schorlemer-Alst als Vorsitzender hatte sich persönlich hervorragend daran beteiligt. Im Südoften der Stadt, wo später die neue Rennbahn angelegt wurde, erhob sich eine weithaltige Stallung. Vierbeiniges und Zweibeiniges würdig zu empfangen; zwar standen alle Rassen hier zur Schau, aber Westfalens edelster Sohn ist das leichte Pferd, der ranke Typus des Kriegerpferdes, der auch in seinem Wappen strahlt; und aus diesem seinem bodenständigsten Zuchtstier sprach „Edelblut“ hervor, das an Kraft dem schweren Hannoveraner und Oldenburger zwar nicht aequivalent ist, aber an Form alle schlägt.

Freiherr v. Schorlemer, aus dem alten Geschlecht der Sturilingisviri, das schon um 900 im Werbener Hedercalster erwähnt wird, hatte aber aller Warnung zum Trotz ritterlich auch Bombera aufgefordert, mit seinem „Edelblut“ den Dortmunder Tag zu beistehen. Der Baron kümmerte sich nicht wie

nordem um die öffentlichen Dinge, baute ja auf seinen dreihäufigen Gütern nach eigenem Wohlgefallen und ließ seine Mühe draußen wenig mehr leben — aber man weiß, wie der erite Westfale entstand. Als Gott durch dies Land ging, sagte Petrus: „Auf dieser schönen Erde könnten auch Menschen wohnen!“ Da stieß Gott derbe an einen Alok und sofort sprang der erste Westfale heraus. Man muß also nur kräftig treten, sagte sich auch wohl Schorlemer, und Bombera stimmte endlich zu.

Als der Tag kam und der Vorstand die Stallungen am Vorabend abging, fand er die Box, welche Bombera zugewiesen war, bagevoll von — lauter Schweinen! Auf die Entrüstung der Herren entzognete dieser mürrisch: „Ja, das sei sein Edelblut!“

Als Schorlemer keinen Spaz verstand, fügte der Baron ausdrücklich hinzu: Dies sei seine hochbeinige, beste, in Eichenwäldern aufgezüchtete Edelblutrasse! Es waren tatsächlich schöne junge Läufer, sinnige Vieker, die steifhörig nach jedem laubten und schnappten. Trotz seines Protestes wurde das Bomberasche Edelblut an die Pust gesetzt und zu dem eine Stunde entfernten Schloß Bröninghausen in ihre Zuchtanstalt zurückbefördert.

Nach Ende der Versammlung am zweiten Tage war der ganze Vorstand vom Rittergutsbesitzer Doerweg, dem Bruder des Landeshauptmanns, nach Haus Reichsmark bei Hohenburg zum Abendessen geladen, ebenio auch Bombera als Gutsnachbar, denn Bröninghausen und Reichsmark liegen beide südlich der Stadt, am Hang und auf dem Ramme des Arden. Da wurde denn auch das „Edelblut von Bröninghausen“ mit guten Hieben geschlachtet und in falsche Wike geökelt, und Schorlemer, der einen großen Zuchttriumph eingestimmt hatte, feierte es in einer übermütigen Ansprache, worin nicht deutlich wurde, ob er mit dem Edelblut immer Bombera oder seine Schweine meinte.

Der Baron wirt den langen Schnurrbart über die Schultern, dankt rubia für die ehrenden Worte und lächelt mit änderer Ironie: „Das Schwein allein ist seit Jahrtausenden das edelste Produkt Westfalens! Wie die Friesen im Banner den Grüßpott führten als Wahnung, für den Herd zu lämpfen, so sollten wir als Wappen statt des forinaenden Pferdes lieber das Schwein zeigen! Ruhe, meine Herren — ich habe genug mit Ihnen verkehrt! Ruhe, meine Herren — wir wollen unser Lieblingsihema ernst behandeln: Man kann unter Schwein züchten auf Borsten oder Fett oder Fruchtbarkeit — mein Edelblut ist auf Rennen gezüchtet, und ich halte jede Wette, daß es gegen eure Edelblüter gewinnt! Ich will mit meinen Rassetieren eure Kunstprodukte schläaen!“

Die tröbliche Wette konnte nicht ausgeblaaen, aber auch am Tisch nicht ausgetragen werden, und somit wurde vereinbart, daß sie im Spätherbit in Saene gehen sollte.

Haus Reichsmark gegenüber, an der Gebrüderstraße von Herdede nach Aplerbed, liegt im Vorwerk von Bröninghausen das sogenannte „Bomberas Holz“. Bombera bedana sich aus, daß sein Rennen von dort aus auf dem Landweg nach Bröninghausen gehen sollte. Die Strecke war viertausenddreihundert Meter lang.

Er schaffte seine Schweinefoppel im Herbst nun zu der Försterei in diesem Holz und ließ sie jeden Tag zum Fressen nach Bröninghausen führen. Bald trachten die klugen Tiere den Weg allein, kaum noch von den Treibern abändiat. Unter ihnen zeichneten sich zwei Eber besonders aus, deren Vorfahren vom Händler Moses Maier in Brasel bezogen waren und deshalb Moses und Maier II. hießen, andere hießen Schorlemer, Bauernstolz, Ardeybruder und so weiter.

Der Tag kam. Schorlemer und Doerweg lekten den betannten Rennreiter Herrn von Nagel auf ihr Edelherd.

Bomberg hatte den ganzen Vortag seine Schweine tüchtig hungern lassen und ihr Wutgebrüll erfüllte den Startplatz. Jetzt sprach er über sein Feld den Bomberasleuten:

Rettet mich, ihre Schweine!  
Los von der Leine!

Und das Feld stob los, Nagel gebstehalte voraus. Die Schweine stuzten eine Sekunde aufschreckend und dann bullern sie fort, dem leichten Herrenreiter im Kubel nach. Grunzend, quiekend, gurgelnd den Arden hinab, an der Hachenerer Wort vorbei, in Wettertürmen über die Wollinghofer Heide. Auf der Seide gehen die hunarigen und futterneidischen Schweine erst recht Hals und haben bald die Führung, manche verrennen sich und humpeln nach, andere geraten dem Pferd zwischen die Beine und werden lahm geschlaaen, aber die Schweine sind so wegetundig wie der Reiter, der die Bahn wohl ein dutzendmal ausprobiert hatte. Jede Franz rechts gelassen, Dorf Hachenen umgangen und über die Wiesen und Felder los! auf den Turm von Bröninghausen los, wo die Schiedsrichter verlammet waren und Bombera ein Pferde-Schwein-Toto aufgemacht hatte.

Eine Staubwolke kündet die Ankunft. Zuerst saulte Maier II in den Stall, gleich dahinter Bauernstolz und Moses und fahren funkelnden Auges mit dem Küffel in den Trog. Dann folgen noch drei andere Säue, und jetzt landet endlich Nagel am Ziel mit dampfendem, schweißbedecktem Braunen und belächelt sich noch, gekränkt in seiner „Todelebre“, daß er von der Gegenpartei lebensgefährlich anaritten sei.

„Gut“, entscheidet Bombera, „die betreffenden Aukerleiter werden disqualifiziert und nach Jahresfrist zu Rostbraten hingerichtet!“

Wio geschah es. Aus dem Erlös der Bröninghauser Schweine aber stiftete Bombera den „Großen Preis von Hulbergen“, der später noch zweimal ausgeritten worden ist.

\*) Aus dem westfälischen Schelmenroman „Der tolle Bomberg“ von Josef Windler (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), darin zum erstenmal die zahllosen Abenteuer und Streiche des „tollen Bombera“ gesammelt und zum Lebensbilde abgerundet wurden.

## Frauen-Zeitung

Kann Liebe zu lange dauern? Gewöhnlich nimmt man an, daß die allzu kurze Dauer der Liebe an dem Unzulück vieler Ehen schuld ist. Daß aber auch eine Liebe, die zu lange dauert, zu einer unglücklichen Ehe führen kann, betont ein englischer Psychologe John Ashford und behauptet, diese Erscheinung sei die Ursache für so manche Disharmonie im ehelichen Leben. „Ja, Liebe kann zu lange dauern“, schreibt er, „und für diese zunächst absurd klingende Behauptung will ich ein Beispiel aus meinem nächsten Bekanntentum anführen. Ich kenne ein Ehepaar, das jahrelang in der glücklichsten Gemeinschaft gelebt hat und dessen Ehehimmel durch keine Wolken getrübt war. Nun aber ist doch ein Unwetter heraufgezogen, und es wurde beschworen durch die allzu lange Liebe des einen Teils. In jeder Ehe muß die Liebe der Sinne allmählich abklingen und in jene ruhige, dauerhafte, gleichmäßige Sympathie der Herzen übergehen, die aus dem Gefühl gemeinsamen Erlebens geboren ist und die beiden Eheleute mit unauflösliehen Banden verknüpft. Dieser entscheidende Wechsel in der Natur der Liebe vollzieht sich bei den meisten Eheleuten langsam und unauffällig, so daß das Verliebte immer mehr von jener tiefen gemäßigten Herzensneigung verdrängt wird. Aber bei dem Ehepaar, das ich meine, kann der eine Teil, nämlich die Frau, sich nicht in diesen unvermeidlichen Wechsel schicken. Sie verlangt auch nach langjähriger Ehe noch immer von ihrem Mann, daß er ihr den Hof macht, daß er die stürmische Leidenschaft zur Schau trägt, die einst das Glück ihrer jungen Ehe bildete. Deshalb ist sie mit ihrem Manne unzufrieden, beklagt sich über seine „Kälte“ und kann nicht begreifen, daß nun einmal die Hitzewochen nicht ewig währen können. Sie ist noch immer in ihn verliebt, während er zwar an seiner Frau mit allen Feiern seiner Seele hängt, aber die Rolle des Verliebten als unpassend empfindet, da schon der erste Reif des Alters sich in seinem Haar zeigt. Dabei liebt er nur sie und keine andere mit der ganzen Innigkeit des Gefühls, die nie aufhören wird; nur haben sich seine Ausdrucksformen seinem Alter angepaßt. Er ist prosaisch geworden und nüchtern; er kann die ewige „Kurmacherei“, diese behändigen kleinen Blänkchen jugendlicher Verliebtheit nicht mehr ausstehen, und so hat er ein gewisses Recht zu sagen, daß die Liebe bei seiner Frau zu lange dauert, daß sie ihn und sich dadurch unglücklich macht, daß sie nicht aufhören kann, zu lieben „wie einst im Mai“.

## Welt und Wissen

**Heißbakterien.** (Die Ursache der Heu-Selbstentzündung.) In jüngster Zeit wurden so zahlreiche Fälle von Selbstentzündung dicht zusammengeschichteter Heumassen gemeldet, daß man annehmen mußte, die Erscheinung trete in diesem Jahr in besonders verstärktem Maß auf. Die Entstehung dieser Selbstentzündung schreibt man bisher chemischen Vorgängen zu, indem man glaubte, daß die Heumassen gewisse Gase aufsaugen, durch deren Verdichtung dann etwa die Entzündung zustande käme, was man auch als Ursache der Selbstentzündung von Sägespänen, Wollabfällen und dergl. annimmt. Nun haben jedoch in jüngster Zeit die Untersuchungen von Prof. Niebe die Frage der Selbstentzündung völlig aufgeklärt. Nach seinen Mitteilungen handelt es sich hierbei nämlich keineswegs um einen chemischen, sondern vielmehr um einen physiologischen Vorgang, da die Hitze in den Heuballen, die zur Entzündung führt, durch die Lebensfähigkeit zweier Bakterien hervorgebracht wird. Die erste Diszontwicklung wird durch eine in die Gruppe der Coli-Bakterien gehörende Bakterienform erzeugt, die jedoch nur eine Wärme bis zu 40 Grad Celsius entwickelt, worauf sie abstirbt. Hierauf tritt dann ein anderes Bakterium, von Niebe Bacillus calefactor genannt, in Tätigkeit. Dieses entwickelt eine Wärme bis zu 75 Grad Celsius. Infolge der durch diese „Heißbakterien“ erzeugten Hitze erfolgt nun natürlich, namentlich dann, wenn das Heu sehr dicht übereinander geschichtet ist, alsbald eine Entzündung, die früher so rätselhaft wirkte und deren Ursache man jetzt endlich erkannt hat.

1. Die „Türme des Schweigens“. Die eigenartige Begräbnisform der indischen Parien ist zwar schon vielfach erwähnt worden, aber eine genauere Beschreibung ist selten gegeben worden, weil den Weibern eine Annäherung an den Aufbewahrungsort der Toten nie gestattet wird und man selbst in die Nähe dieser geweihten Stätte nur schwer gelangen kann. Ein Friedhof der Parien befindet sich in der Nähe von Bombay; es sind dies die berühmten „Türme des Schweigens“. Von ihnen erzählt Dr. Hermann Kaufmann in einem „Brief aus Indien“, den die Deutsche Medizinische Wochenschrift veröffentlicht: „Durch Führung eines Paria, dem ich empfohlen war, hatte ich Gelegenheit die Art der Totenverbringung näher kennen zu lernen. Auf dem die Stadt überragenden Berge „Malabar-Hill“ befindet sich ein von einer Mauer eingefaßter Hain; zu diesem führt eine Fahrstraße, auf welcher wir bis zum Grenzbau der inneren Einfriedigung gelangten. Hier haben wir zufällig die Begräbnis eines reichen Paria. In weiße Tücher eingehüllt, ruht der Leichnam auf etwa 20 Zentimeter breiten Leinwandstreifen, die von 12 Trägern gehalten werden. Die ganze

Trauergesellschaft ist im Gegensatz zu unsern Gebräuchen ganz in Weiß gekleidet und folat der Leiche zu zweien, indem sich je zwei durch ein weißes Tuch verbunden führen. In den Rücken greifen die Aasgier, ihrer Beute harrend. Bis zu den Türmen selbst durfte ich nicht. Nach Schilderung meines Begleiters geht die Prozedur so vor sich: der Leichnam wird von den auf Lebenszeit angestellten Turmwächtern auf die Turmplattform geleitet, und die durch den Berührungsaeruch herbeigelockten Geier verzehren die knochenlosen Teile in etwa 2 Stunden. Das Skelett bleibt noch etwa drei Monate der dörrenden Sonne ausgeleckt und wird später im Tale beerabent.“

**Das Monofel des Nero.** Die Brille und das Monofel sind durchaus keine Erfindungen der modernen Zeit. Sie waren schon im Altertum bekannt. Bei Ausgrabungen werden sehr häufig runde Stücke aus Quarz oder Bergkristall mit besonderem Schliffe gefunden, die offensichtlich als Augenschutz dienten. Und von Nero wird berichtet, daß er sich bei feindlichen Gelegenheiten einen Smaragd von fabelhaftem Werte ins Auge klemmte. Kostbare alte Brillen hat man auch in China und Indien gefunden. Zum Beispiel eine alte chinesische Brille aus Silber mit großen Gläsern aus Kautopas, die sich in einem Gehäuse aus schwarzem Lack mit Goldschmuck befindet. Noch schönere Kunstwerke sind manche indische Brillen, deren reiche Schnitzereien aus wohlriechendem Sandelholz gefertigt sind. Die ältesten Brillen der westeuropäischen Kultur stammen aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, als mit der Erfindung der Buchdruckerkunst das Bedürfnis aufkam, in der Nähe gut zu sehen. Später, als sich eine eigene Kunst der Brillenmacher herausbildete, wurden die Brillen zu kunstgewerblichen Schmuckstücken. Die Handwerker fertigten die Stücke, durch die sie die Meisterwürde erlangten, mit besonderer Sorgfalt und reicher Verzierung in teurem Material mit Schmelz- und Goldschmiedearbeit.

**Was die Zunge leisten kann.** Die Menschen sind so leicht durch irgend etwas Außergewöhnliches in Begeisterung zu bringen. Aber die Wunder des eigenen Körpers sind noch reichhaltiger. Doch ist es ganz fabelhaft, was zum Beispiel unsere Zunge zu leisten vermag. Der mittlere Teil ihrer Oberfläche hat übrigens gar keinen Geschmack, wovon man sich durch Versuche leicht überzeugen kann. Dafür ist die Zungenspitze um so sensibler. Das ist sehr erklärlich, denn in einer einzigen Zungenpapille sind mehr als fünfhundert Endgläser von Geschmacksnerven eingeschlossen. Der elektrische Strom löst schon bei 1/150 000 Ampere die Empfindung von „sauer“ aus. Strochnin wird als intensiv bitter noch in einer Lösung von 1:2 000 000 empfunden.

## Reise u. Verkehr

**Was der Amerikaner von der alten Welt sieht.** In großen Heerscharen sind die Pantees in diesem Sommer wieder in die alte Welt eingefallen, um sich dieses „Stück Vergangenheit“ einmal anzusehen. Jetzt sind sie zum größten Teil wieder abgedampft, und in den letzten Wochen brachten alljährlich 20–30 Dampfer die Touristenmassen wieder zurück. Während der reisende Engländer sich durch grobe Unhöflichkeit, einen finsternen Ernst im „Abmachen“ der Sebenswürdigkeiten und strenges Festhalten an seinen Gewohnheiten auszeichnet, ist der Amerikaner aufgezogen, jovialer, auch freigebiger. Man sagt ihm nach, daß er ein besserer Beobachter sei als sein angelsächsischer Vetter, aber die vielen falschen Ansichten, die in den Vereinigten Staaten zum Beispiel über die deutschen Verhältnisse verbreitet sind, lassen doch darauf schließen, daß er auch nur leben will, was ihm behagt. „Was bringen unsere Touristen von dem „Trip“ nach Europa heim?“ fragt ein amerikanisches Blatt, und es sind recht interessante Erfahrungen, die uns hier aus einer intimen Kenntnis des nordamerikanischen Reisegeistes mitgeteilt werden. Da gibt es eine Klasse, die sich hauptsächlich mit dem weiten Gebiet des Essens und Trinkens beschäftigt. Ein solcher Europa-Reisender kennt genau die besten amerikanischen Bars, die es in Rom und Paris gibt; er kann die berühmten Namen der europäischen Varieté-Welt aufzählen und spricht von den Menus, die er in den elegantesten Restaurants der alten Welt verzehrt hat. Dieser den leiblichen Genüssen zugewendete Pansee hat sich seine Europareise etwas kosten lassen und ist stolz darauf, in 6 Wochen mindestens 1500 Dollar ausgegeben zu haben. Eine andere Spielart dieser Gattung sind die Reisenden, die hauptsächlich gesellschaftliche Beziehungen suchen, bei den Festen und Empfängen der vornehmen Welt dabei sein wollen und sich an die berühmten Persönlichkeiten herandrängen. Man kann wohl sagen, daß der Pansee um so ernsthafter und erproblicher reist, je weniger er ausgibt. Der Mann, der in 4 Wochen nur 600 Dollar gebraucht hat, hat gewiß mehr an wichtigen Sebenswürdigkeiten gelehrt als der andere, der hauptsächlich Restaurants und Bars studierte. Er interessiert sich vor allem für Tatsachen, besucht Museen und Paläste nicht im Eiltempo, sondern mit ruhiger Beschaulichkeit und kümmert sich auch um die sozialen Verhältnisse des Landes, das er bereist. Es wird versichert, daß diese Klasse des ersten und soliden amerikanischen Reisenden im Anwachsen begriffen ist und daß sich unter den Massen des Jahres 1924 schon eine ganze Anzahl solcher sachlicher und ernsthafter Beobachter befunden hat.